

gebracht hat. Genaue Zahlen sind mir gegenwärtig nicht zur Hand, doch werden es mehr als 20 Diözesen sein, die heute schon ganz von einheimischen Klerus verwaltet werden.

All das erfüllt die Kirche Indiens mit Vertrauen, wenn sie in die Zukunft blickt. Sonst freilich bietet dieser Blick in die Zukunft manches Unerfreuliche. Ein Staat des Südens, der Staat Travancore, hat leider schon einen sehr unglücklichen Präzedenzfall geschaffen. Im Zuge der Einführung allgemeiner Schulpflicht wußte der Ministerpräsident dieses Staates diese Gesetzgebung so zu drehen, daß sie einen augesprochen christenfeindlichen Charakter annahm und vor allem die Existenz der katholischen Schulen aufs schwerste gefährdet. Vergeblich regte sich die katholische Presse Indiens auf; vergeblich wurden Protestversammlungen im ganzen Land gehalten. Nur zu kleinen Abänderungen ließ sich der Minister herbei, im wesentlichen hielt er an seiner Gesetzgebung fest. Da auch die führenden Kongreßleute die Einführung der allgemeinen Schulpflicht als einen der ersten Punkte ihres Programms bezeichnet haben, blicken die Katholiken mit Sorge auf die Zukunft ihrer Schulen.

Indes, das sind schon keine Eindrücke aus Indien mehr, sondern Zukunfts-sorgen. Was die Zukunft für die Kirche Indiens im Schoße trägt und wie die junge und doch so alte Kirche Indiens sich bewähren wird, das kann nur eben diese Zukunft lehren.

Vom Schauspiel der Messe

Von FRANZ HILLIG S. J.

Wenn sich der Priester am Altar mit einem Gebetsruf zur Gemeinde wendet, kann es geschehen, daß er keinem einzigen Aufblick, keiner durch das Auge bestätigten lebendigen Teilnahme der Gläubigen an seinem Tun begegnet. Vor ihm stehen oder sitzen lauter in Lesung versenkte Menschen. Einem Teilnehmer am Gottesdienst wird es kaum anders ergehen, wenn er einmal zu seinen Nachbarn hinüberschaut: sie lesen alle in ihrem Gebetbuch. Und wenn wir auch glauben wollen, daß das, was sie da lesen, mit dem Geschehen am Altar in enger Verbindung steht, so ist doch reichlich viel Papier dabei. Bei andern ist es ein ewiges, von der Sucht nach Vollständigkeit diktirtes, nervöses Herumblättern, das an die Pedanterie erinnert, mit der übereifrige Opernbesucher ihr Textbuch studieren, statt die Augen aufzumachen und sich das Spiel anzuschauen. Statt sich einfach den Eindrücken hinzugeben, statt sich rühren, erheben und zu etwas Großem entflammen zu lassen, wie es einmal bei Eckermann heißt (6. Mai 1827), und wozu freilich, wie man an derselben Stelle nachlesen kann, für uns Deutsche „Courage“ gehört. Auch da kommen viele vom ängstlichen Nachlesen nicht los, wo es wahrhaft nicht nötig wäre, wie bei den laut vorgebeteten Teilen der Gemeinschaftsmesse, oder wenn der Priester Evangelium und Epistel auf Deutsch verliest.

Hier zeigt sich doch wohl, daß eine an sich sehr berechtigte und wertvolle Forderung der liturgischen Neubelebung vielfach zu äußerlich verstanden wird. Es war gut und heilsam, wenn die Gläubigen angeleitet wurden, der heiligen Handlung mit dem Meßbuch in der Hand zu folgen. Heute, wo sich diese Forderung erfreulicherweise weithin durchgesetzt hat, darf vielleicht ohne Gefahr eines Mißverständnisses darauf hingewiesen werden, daß die Messe doch auch ein Schauspiel ist und dem Auge dabei eine wichtige Aufgabe zufällt, wir aber dann auch den Mut haben sollten, uns unserer Augen zu bedienen. Wir meinen, wie der stumme Teilnehmer am heiligen Opfer zum mitbetenden und mitsingenden werden soll, so sollte er auch von einer blinden und papierenen zu einer lebendigen und schauenden Teilnahme geführt werden.

Denn wenn die Opferhandlung auch in ehrwürdige und hochheilige Texte eingebettet ist, so vollzieht sie sich doch zugleich im sichtbaren Raum als sichtbares Tun. Nicht nur die Griechen, denen die liturgische Formenwelt Entscheidendes verdankt, waren Augenmenschen. Auch die Männer und Frauen des Alten Bundes mit seinen großartigen gottesdienstlichen Festen und Feiern müssen es gewesen sein. Und sind wir modernen Menschen im Zeitalter des Films es weniger? Die Kirche weiß, wie stark das Sichtbare zu uns spricht, und will uns auch durch die sichtbare Schönheit führen und heiligen. Sie trennt nicht die Seele von ihrem Leibe. Das heilige Opfer soll nach ihrem deutlichen Willen ein Schauspiel sein für alle Sinne. Darum hat die Kirche mit Sorgfalt und Ernst eine Fülle von Weisungen gegeben: für den gottesdienstlichen Raum, für den Altar und seine Ausstattung, für die Gewänder des Priesters, für sein Singen, Schreiten und Händebreiten. Diese „Rubriken“ oder Hinweise in roten Lettern sind keineswegs kleinliche Schikane, sondern beweisen, wie ernst die Kirche den äußeren Vollzug der Opferfeier nimmt. Sie sind musikalische und choreographische Anweisungen, damit die heilige Feier zu einem heilig-schönen Fest werde vor Gott und den Menschen. Diese sollten darum aber auch hinschauen.

Wenn die Orgel einfällt, wenn die Gemeinde sich erhebt, sollten die Gläubigen sehen und empfinden, wie der Priester, angetan mit den heiligen Gewändern, aus den Reihen der Gemeinde und in ihrem Namen die Stufen zum Altar emporsteigt. Blick und Herz sollten ihm folgen. Und wenn sie schon nicht selbst die Hände ausbreiten und den Kelch emporheben können, sie sind doch dabei, sie schließen sich in diese Darbringung und dieses Drama ein, dessen Mithandelnde sie sind. Dies alles war klar und durchsichtig in der frühen Zeit, da Priester und Volk die Kultsprache verstanden, der Priester dem Volk zugekehrt das Opfer darbrachte und sich die ganze Feier im lebendigen Hin und Wider der Gebetsrufe und Antworten vollzog. Da war kein Papier als Bindeglied notwendig. Da war alles Anschauung, Klang und gemeinsames Tun. Es wird lange dauern, bis wir zu einer ähnlichen Unmittelbarkeit zurückfinden. Aber es ist schon viel gewonnen, wenn

einer dieses ursprüngliche Bild ein für allemal in sich aufgenommen hat und von da aus zu verwirklichen sucht, was ihm möglich ist.

Paul Claudel hat in einer entscheidenden Phase seines Lebens die Opferfeier der Messe so erlebt. In dem autobiographischen Bericht über seine Wende vom Unglauben zum Glauben schreibt er nach einem Hinweis auf seine bisherige Unwissenheit in der Religion seiner Kindheit: „Aber jetzt entfaltete sich die heilige Handlung vor mir mit einer Herrlichkeit, die alle meine Einbildungskraft überstieg. Ach, das war nicht mehr die armselige Sprache der Erbauungsbücher. Das war die tiefste und großartigste Poesie. Das waren die erhabensten Gesten, die jemals menschlichen Wesen eigneten. Ich konnte mich nicht satt sehen an dem Schauspiel der Messe, und jede Bewegung des Priesters prägte sich tief in meinen Geist und mein Herz ein.“ (Wege nach Orplid, herausgegeben von Dr. M. Rockenbach, 8. Bd., S. 26.) Es drängte ihn, auch unter der Woche so oft wie nur möglich am Opfer teilzunehmen. Wenn aus seiner gesamten Dichtung der Glaube der Kirche so siegreich und strahlend hervorbricht, dann wird die Quelle davon nicht zuletzt in der heiligen Schönheit dieses Schauspiels zu suchen sein, mit dem die bräutliche Kirche, diese „majestätische Mutter“, wie Claudel sie nennt, das Geheimnis ihrer Altäre begeht.

Wie die Einsetzung der Eucharistie ohne die Liebe nicht zu verstehen ist, so ist gleicherweise in ihrer Feier selbst die Liebe aufgeblüht. Es ist wie ein Überschwang bräutlicher Liebe, wenn man sieht, wie die Kirche die Altäre ihres Geliebten schmückt, wie sie die Blumen, die Lichter und Düfte ruft; wie sie kniet und küßt und anbetet. Wenn mehr als ein Suchender gerade durch die Entfaltung des eucharistischen Kultes zum Glauben kommt, dann ist das etwas anderes als durch die Sinne wirkende Betörung. Dann trifft ihn durch alle Verhaltenheit der liturgischen Formsprache hindurch ein Abglanz der unendlichen Schönheit. Dann hat er die Augen aufgetan und mit ihrer Hilfe erkannt, was über alle Anschauung der Sinne liegt. Am klarsten kommt heute der Sinn der heiligen Handlung im feierlichen Hochamt zur Anschauung. Da kann man am ehesten die Messe als Schauspiel sehen lernen. Und vom Hochamt her müßte man dann versuchen, die vielfach zusammen gedrängten und abgekürzten Handlungen der Stillmesse zu verstehen.

Freilich setzt die Messe als Schauspiel voraus, daß sie tatsächlich als Schauspiel gefeiert werde. Und so wird dieser Ruf zuallererst eine Einladung an den Zelebranten selbst, d. h. an den Priester, der die Messe „zelebriert“. Bis in die profane Sprache hinein wird dieses Wort gebraucht, um ein besonders feierliches, geradezu sakrals Tun zu bezeichnen. Doch wie oft geschieht es, daß den Gläubigen gerade dort, wo der Ursprung und das Vorbild aller Zelebration gelegen ist, im hochheiligen Opfer des Altars, eine Enttäuschung erwartet. Es wird der Gemeinde gar kein Schauspiel geboten, und man könnte sich fragen, ob das Abwandern der Augen vom Altar zum Gebetbuch nicht auch darin seinen Grund hat. Wohl scheint es seltener vorzukommen, daß ein Priester das Opfer hastig und ehrfurchtslos darzubringen

wagt, womit er den Herrn und die Gemeinde beleidigt und seinem eigenen priesterlichen Ansehen mehr schadet, als er ahnt. Aber sind sich die andern alle bewußt, daß es mit einer genauen Befolgung der Rubriken, ja sogar mit einer frommen Zelebration allein noch nicht getan ist, daß die kultischen Formen menschlich und religiös mit Inhalt gefüllt und durchgebildet sein wollen, damit sie in Heiligkeit schön seien und wahrhaft ein Schauspiel?

Die wichtigste Quelle würdiger Zelebration wird immer die ganz priesterlich durchformte Persönlichkeit sein. Das heilige Tun ruft nach dem heiligen Aussender und Verwalter der Geheimnisse Gottes (1 Kor 4, 1). Nirgends kommt uns so brennend wie am Altar zum Bewußtsein, wie es nur eine Traurigkeit gibt: daß wir keine Heiligen sind (Léon Bloy). Da helfen keine äußeren Rezepte. Aber es gilt auch umgekehrt: jede Bemühung des Geistlichen um eine Vertiefung seiner priesterlichen Persönlichkeit wird am Altar ihre Frucht tragen, auch vor den Menschen. Das gläubige Volk hat dafür ein sehr feines Empfinden.

Aber zur lebendigen und gläubigen Ehrfurcht muß noch ein Doppeltes hinzukommen. Zuerst ein vertieftes Eindringen in den Sinn der heiligen Handlung, zumal in den Sinn der Gesten und Bewegungen, in denen sie sich sichtbar darstellt. Andacht allein genügt hier nicht. Es soll die Absicht der Kirche verwirklicht werden. Es gilt z. B. während des Vollzugs im Bewußtsein zu tragen, welchen Sinn es hat, wenn der Priester beim Dominus vobiscum die Arme ausbreitet. Wie kann er sonst ausdrücken, was die Kirche damit bezweckt, „Der Priester küßt den Altar... Der Altar ist Christus, von Christus kommt alle Erlösungsnade; der Priester empfängt also durch den Kuß von Christus die Gnadenkraft; dann wendet er sich zum Volke mit ausgebreiteten Händen und spricht so das Dominus vobiscum; er will also die vom Altar geschöpfte Gnade mit offenen Händen der versammelten Gemeinde zuwenden. Oder sagen wir noch besser: Der Priester holt Christus selbst durch den Kuß vom Altar und übergibt ihn durch den Gruß dem Volk. Durch die Verbindung von Wort und Zeichen wird uns der Gruß erst ganz bedeutungsvoll: Er ist kein bloßer Wunsch, er wird Mysterium, er wird Wahrheit und Gnade.“ (Meßerkklärung von Pius Parsch, Klosterneuburg 1937, S. 116f.) Das ist ein Beispiel. Wer denkt daran bei dem oft so gewohnheitsmäßig dargebotenen und empfangenen heiligen Gruß, Und wo finden Priester und Laien eine leicht faßliche und zugängliche Erklärung der heiligen Handlung in ihrer Sichtbarkeit? Das Buch von Parsch gehört zu denen, die hier nicht enttäuschen.

Aber es muß noch auf ein Letztes hingewiesen werden. Frömmigkeit und Sachkenntnis genügen allein noch nicht. Zu ihnen muß die Durchformung der Haltung, der Gebärden, der ganzen Darbringung des Opfers hinzutreten. Das fromm und heilig Gemeinte soll sich auch sichtbar und eindrucksvoll vor dem Auge der Gemeinde entfalten. Denn nicht ohne weiteres ist die Andacht, die der Priester empfindet, auch aus seiner Gebärde, Haltung und Sprache abzulesen. Ob wir es wollen oder nicht, sobald wir vor der Gemeinde an

den Altar treten, sind wir ein Schauspiel geworden für die Engel und die Menschen (1 Kor 4, 9). Die klare Folgerung ist, daß der Priester suchen muß, die solchem öffentlichen und sichtbaren Tun immanente Formssprache zu erlernen und zu vervollkommen.

Mag uns Nordländern eine geringere Ausdrucks Kraft in Haltung und Ge bärde verliehen sein und künstlerisches Empfinden manchem abgehen, es gehört doch zur Natur des Menschen, daß nicht nur der Mund von dem über fließt, wes das Herz voll ist. Was uns als Glaube, Ehrfurcht und Andacht erfüllt, drängt in unserer ganzen Erscheinung nach außen. Vor allem wäre es wichtig, die noch bildsamen jungen Kleriker auf diesen Kreis kultischer Aufgaben hinzuweisen und ihr Gefühl für diese Dinge zu veredeln. Durch Übung und gegenseitiges Sich-aufmerksam-machen läßt sich da vieles bessern. Dabei pflegt nichts wirksamer zu sein als das Beispiel eines verehrten Lehrers, der selber in vorbildlicher Weise das Opfer darbringt. Daran kann sich für ein ganzes Priesterleben die Freude an der würdigen, heilig-schönen Ze lebration entzünden.

Freilich tut sich hier am Gegenpol der Lässigkeit eine neue Gefahr auf, nämlich die einer übersteigerten Bewußtheit, eines gezierten, theatralischen Gehabens. Alles menschliche Beginnen ist bedroht und die reife Tugend ein Zustand schwer zu erreichender Ausgewogenheit. Der Kunst gegenüber ist die Liturgie zurückhaltend (vgl. Andreas Jungmann SJ., Die liturgische Feier, Pustet, Regensburg 1939, S. 40 ff.), und nichts ist schlimmer als eitles, affektiertes Wesen im Heiligtum. Doch wird das den eifrigen Priester nicht davon abschrecken, nach dem Gipfel zu streben, der sich zwischen beiden Extremen erhebt. Dieser Gipfel ist die in Ehrfurcht, Andacht und Schönheit gefeierte Messe: vom Priester gefeiert, nicht um selber etwas zu sein und zu gelten — „Der Priester am Altar hat kein Antlitz“ —, sondern in dem Wissen, wessen Stelle er da vertritt, wer durch ihn handelt, und um der Ge meinde nach dem Willen der Kirche das Schauspiel zu bieten, das mitzufeiern sie um den Altar geschart ist.

Es wird noch andere Einwände geben. Der Mann der Praxis wird sagen: zu einer solchen Zelebration fehle zum mindesten eines — die Zeit. Tatsächlich verführt kaum etwas den Priester so leicht zu einer hastigen Darbringung des Opfers wie die an vielen Orten in kurzen Abständen aufeinander folgen den Gottesdienste. Manchmal mag eine tragische Notwendigkeit vorliegen. Aber im übrigen ist dies ein Mißstand, den es unbedingt zu bekämpfen gilt. Es heißt geradezu die Dinge auf den Kopf stellen, wenn z. B. von vornherein eine knappe Stunde für ein Hochamt angesetzt wird und dann außer der Meßfeier selbst eine ausgedehnte Kanzelvermeldung, die Predigt und das Austeilern der Kommunion an einen großen Teil der Gemeinde in diese Stunde hineingezwängt werden muß. Die Zeiten sind umgekehrt so zu legen, daß all diese Funktionen ruhig und würdig vonstatten gehen können. Wenn mehr Gläubige zum Tisch des Herrn gehen, dauert die Feier entsprechend länger, wie an den Tagen, da fünf oder sechs Lesungen sind statt einer. Das

sollte doch selbstverständlich sein. So sehr pünktlicher Beginn der Gottesdienste anzustreben ist, ein Selbstzweck darf er doch nie werden; est ist ein seltsames Lob, das einmal einer Sakristei gespendet wurde: sie sei so etwas wie ein „geistlicher Bahnhof“, so sehr halte es der Herr Pfarrer mit der pünktlichen Abwicklung der folgenden Gottesdienste.

Zur Schulung der Priester und Seminaristen müßte die Unterweisung der Laien und vor allem der Jugend kommen. Schon die Kinder müßten die Messe als Schauspiel, in dem sie Mithandelnde sind, erleben; gerade zur kindlichen Seele spricht die wunderbar eindrucksvolle Anschaulichkeit der liturgischen Feier. Es ist nicht mit dem Lernen und Wissen getan. Es gilt zu schauen und mitzuerleben. Mehrfach ist in letzter Zeit die Sorge geäußert worden, ob nicht die Teilnahme am heiligen Opfer heute oft reichlich „gekonnt“ wirke; die Frage sei, ob die Menschen und gerade die jungen Menschen dabei auch wirklich beten. Das Ganze wirke manchmal wie eine „Scheinfunktion“ (vgl. z. B. H. v. Lassaulx in der Kirchenzeitung für das Bistum Köln, 5. Juni 1947, S. 72). Man hat das Wissen überschätzt. Man ist im vollständigen und lückenlosen Mitbeten zum Wettkauf mit dem Priester verleitet worden und hat die innere Freiheit verloren, wo doch die Liturgiegeschichte längst weiß, daß manches nur Privatgebet des Priesters ist und daß die alte Kirche Pausen für stilles, persönliches Beten sehr wohl kannte. Wir wollen nicht zu dem naiven Symbolismus eines P. Martin von Cochem zurück, aber hat eine liturgiewissenschaftliche „Aufklärung“ es immer verstanden, an seine Stelle etwas ebenso Tiefes und Lebendiges zu setzen? Was wir meinen, ist keine Kritik an den dankenswerten Bestrebungen einer Neubebelung der liturgischen Feier, sondern ein stärkeres Hineinbeziehen des lebendig Geschauten. Der Hauptton muß auf das Begreifen des Gesamtgeschehens gelegt werden, auf ein lebendiges Erfassen der „Gestalt“.

Das führt dann zur Freude und zur Freiheit, zu einem Drüberstehen, das nicht durch einen Wust von Einzelheiten gehemmt wird. Es geht also um ein Hinauswachsen über die Stufe des ängstlichen Herumblätterns und sklavischen Nachlesens. Dann ist der „Schott“ kein Hindernis mehr, sondern nur noch Hilfe. Und wer im Wirbel des Zeitgeschehens um sein Meßbuch gekommen ist, der kann dann auch ohne jedes Buch lebendigen Anteil am Opfer nehmen; denn er kennt seine innere Wesensstruktur und hat gelernt, sie aus dem Tun des Priesters abzulesen. Die Messe als Schauspiel, das heißt für den Priester: die würdige und ausdrucksvolle Feier der heiligen Geheimnisse. Das heißt für die Gläubigen: Blick und Herz zum Altar. Nicht am Buchstaben hängen bleiben, sondern den Geist über alles stellen. Mitsingen und mitbeten, hinschauen und hinhören. Dann wird sich die volle Schönheit und Gnadenfülle dieses Schauspiels erschließen, das uns jeden Morgen mit seinem unerschöpflichen Reichtum ruft.